Preis 15 Pfennig.

Der Reiter ohne Kopf.

Da — der Felsenkante erschien plötzlich ein
seltsamer Re Seinen Kopf hatte er anstatt a
halse. vor

Der

Reiter ohne Kopf.

Eine Erzählung aus dem Texas für die Jugend

von

Emil von Nord.

Berlin NO. 18.
Druck und Verlag von A. Weichert.
Neue Königstraße 9.

Erstes Kapitel.

Das Gespenst, der kopflose Reiter.

Donnernd krachten die Salven, in wildem Echo von den zerklüfteten und zerspaltenen Felswänden zurückgeworfen, die das kleine, enge Thal, durch welches sich der Rio Grand del Norte Bahn brach, einschlossen.

Wildes Kriegsgeheul der Indianer erscholl. Sahen sie doch die wenigen Weißen in ihre Hand gegeben.

An ein Entrinnen oder Entkommen war für diese überhaupt nicht mehr zu denken.

Der Fluß machte im Thal eine kleine Krümmung und zwängte sich bis fast dicht an die Felsenwände seines rechten Ufers heran, welches hier nackt, öde und blos war. Und auf dieser kleinen Stelle, vor sich von den wütenden Feinden nur durch den Fluß getrennt, hinter sich die hohen, unersteigbaren Felswände, stand das kleine unerschrockene Häuflein der Ansiedler und Trapper, welche von den roten Teufeln immer weiter zurückgedrängt wurden.

Und jenseits des Flusses wogte die ganze Gegend von den wilden Wapeipos, ein Zweig- und Bruderstamm der Apachen.

Im Freudengeheul schwangen sie ihre Speere und die Schüsse krachten über den Fluß hinüber.

Wäre die Entfernung nicht so groß gewesen, in wenigen Minuten wäre kein Ansiedler oder Trapper mehr am Leben gewesen.

So aber hatte der Fluß, nachdem er sich durch die Felsen gedrängt, hier in diesem Thal zu einer beträchtlichen Breite ausgedehnt. Zudem war er an dieser Stelle ziemlich tief und reißend, also für die Indianer schwer zu überschreiten.

„Warte, Hallunke, Dir werde ich es zeigen," rief Wilkens, der alte, weißhaarige Trapper, welcher nun bald fünfundzwanzig Jahre in dieser Gegend lebte, und jeden Weg und Steg, jede Kluft und Höhle kannte, und auch hier von allen andern als ihr Führer angesehen wurde.

Mit diesen Worten legte er an und nahm den Wilden, welcher jenseits des Flusses bis dicht an dessen Ufer herangetrabt kam, um die Sachlage zu überschauen, aufs Korn.

Der Schuß krachte.

Kopfüber schoß der Häuptling vom Pferde ins Wasser von den wild dahinbrausenden Fluten des Rio Grand del Norte entführt.

Ein furchtbares Wutgeheul der Indianer war die Antwort, als sie ihren Führer dahintreiben sahen.

Mehrere Salven knatterten, aber die Indianer zielten schlecht und die meisten Schüsse gingen ins Wasser oder in die Luft.

„Wenn Ihr glaubt, daß uns das rührt, dann seid Ihr in einem starken Irrtum befangen," lachte der alte Wilkens. „Immer verknallt nur Euer Pulver, wir werden das unsere schon nicht unnütz verschwenden.

Kinder, zielt nur gut, jeder Schuß muß sitzen."

wandte er sich an seine Freunde, indem er seine Flinte von neuem lud.

„Dem habt Ihrs gut gegeben," antwortete Hawkings, ein junger Ansiedler, der Zögling und Liebling des alten Wilkens, wie er sich immer ausdrückte.

„Der Schuß saß gut. Ich habe es gesehen, mitten in der Brust. Der Hallunke griff nur mit der Hand nach seinem Herzen, und plumps, lag er wie eine tote Padde im Wasser."

„Ja, ja, schon den ganzen Tag suchte ich dem Schuft beizukommen. War aber nicht möglich. Der Kerl wußte, daß ich ihm bei der ersten besten Gelegenheit sein Hallunkenlicht ausblasen würde."

Lebhaft wurde noch gefeuert.

Von Seiten der Trapper und Ansiedler traf fast jeder Schuß in den dichten Haufen der Indianer, während diese fast regelmäßig zu kurz oder vorbeischossen.

Plötzlich verstummte auf Seiten der Indianer das Schießen und Feuern.

Eine ängstliche Stille machte dem voraufgegangenen wilden Lärm und Tumult Platz.

Alles verstummte.

Dann brach alles in lautes, wildes Geschrei und Geheul aus.

Es war aber kein triumphierendes Siegesgeheul oder Freudengeschrei, wie es sonst ihren Lippen entströmte, und welches sie nur zu gut kannten.

Nein!

Im Gegenteil!

Es waren Angstrufe, wilde Schreie der Verzweiflung, welche vom jenseitigen Ufer herübertönten.

Alles machte Kehrt und in wildem rasenden Laufe stürzte alles wie von Furien gepeitscht davon.

Kaum waren einige Minuten verflossen, so war der

letzte der Rothäute hinter den Felswänden verschwunden. Verschwunden, als ob ihnen allen der Teufel auf dem Nacken säße. Nicht einmal die Leichen ihrer Kollegen hatten sie mitgenommen, wie sie es doch sonst thaten, um dieselben vor dem Skalpieren zu bewahren.

Was war geschehen?

Niemand wußte es!

Niemand vermochte es zu enträtseln.

Niemand war im stande eine Auskunft zu erteilen, oder auch nur einen Schein von Grund für diese kopflose Flucht der Wapeipos, die doch sonst nichts fürchten, anzugeben.

Deren Flucht war allen ein Rätsel.

Was mochte nur eigentlich geschehen sein?

Das geladene Gewehr in der Hand schaute Wilkens immer nach jener Stelle, wo sich der Rio Grand del Norte durch die Felswände drängte und ins Thal floß und den Zugang zu diesem ringsum von hohen Felswänden umgebenen Kessel bildete.

Dort waren die Rothäute verschwunden, und ihre Flucht bewies, daß sie an ein Wiederkehren so schnell nicht dachten.

„Mir unerklärlich," wandte er sich kopfschüttelnd an seine Kollegen.

„Ich habe während meines vielbewegten, wechselvollen Lebens in den letzten fünfundzwanzig Jahren gewiß schon manches Seltsame und Wunderbare im Kampfe mit den wilden Schurken und den Spitzbuben von Prärieräubern erlebt und erfahren, aber daß die Rothäute so urplötzlich alles im Stich lassen und davonlaufen, als ob ihnen des Teufels Schwiegermutter mit ihren Höllenscharen nachsetze, das ist mir in meinem Leben doch noch nicht passiert."

„Der Vorgang ist rätselhaft," entgegnete der junge

Hawkings. „Nun, jedenfalls lassen sie uns in Ruhe und wir haben Zeit, geeignete Vorsichtsmaßregeln für ihre Wiederkehr zu treffen."

„Ja. Recht so," erwiderten verschiedene Stimmen.

„Ha —"

„Was ist das," rief plötzlich ein Ansiedler, mit der Hand stromabwärts deutend.

Alle sahen erschrocken nach der angedeuteten Richtung und ein Ausruf des Erstaunens und der Verwunderung entschlüpfte aller Munde.

„Seltsam, rätselhaft," so hallte es bunt durcheinander.

Was war es.

Das, was vorhin die Indianer in die Flucht gejagt hatte, war wirklich seltsam und rätselhaft zu nennen.

Auf der Felsenkante, wie von unsichtbarer Hand hinaufgeführt, erschien plötzlich ein seltsamer Reiter auf einem großen pechschwarzen Mustang. Laut wiehernde Rufe ließ der Mustang in das Thal heruntertönen, welche von den Felswänden als schauerliches Echo zurückgeworfen wurden, als er die untenstehenden Menschen und Pferde erblickte.

Die Sonne stand schon tief im Westen.

Ihre glitzernden Strahlen erleuchteten die Gegend mit ihrem Purrot und ließen die Erscheinung dort oben auf dem Felsen deutlich erkennen.

Es war keine Täuschung.

Ein Jeder sah es genau.

Auf dem amerikanischen Renner saß ein Reiter, ein Mann.

Ein vollständiger, normaler Mensch bis auf den Kopf. Der war nicht vorhanden.

Hochaufgerichtet und stolz saß der Reiter da. Mit seinen Händen hatte er die Zügel des Pferdes fest gepackt.

Man sah es von unten genau. Die ganze Erscheinung war von dem Rot der Abendsonne hell erleuchtet.

Die ganze Gestalt war in einen Reitermantel gehüllt, welcher lose um seine Schultern hing. Echt englischlederne Beinkleider und ein Paar hohe Schaftstiefel vervollständigten die Kleidung. Einen großen Schlapphut, wie er von Prärriejägern getragen wird, hielt der seltsame Reiter in der linken Hand. Ueber den Schultern hing eine große Schaftbüchse und vorn im Gürtel steckten zwei Revolver und ein großes Dolchmesser, die man, wenn der Mantel vom Winde emporgehoben wurde, genau sehen konnte.

„Seltsam! Höchst seltsam!“ riefen alle bei dem Anblick des Reiters.

„Und mir kommt der Kerl dort so bekannt vor!“ rief der alte Wilkens.

„Die Kleidung, die Waffen, das Pferd, die so kostbare Aufzäumung. Aber nein, das ist nicht möglich,“ setzte er mit Nachdruck hinzu.

„Waldern kann es nicht sein, wie käme der zu dieser Lage und wo, zum Teufel hat der Kerl seinen Kopf.“

„Und sitzt dabei im Sattel wie ein Lebender,“ entgegnete Hawtkins. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

„Und glaubt Ihr etwa auch an Gespenster und möchtet wie die Indianer davonlaufen.“

„Aber seht —“

Durch eine rasche Bewegung des Pferdes war der Mantel des seltsamen Reiters in die Höhe gehoben worden und da sah man, wie der Reiter seinen Kopf, anstatt, wie andere vernünftige Menschen es zu thun pflegen, auf seinem Halse zu tragen, denselben vor sich rechts im Sattel hielt und ihn mit seinem rechten Arme umschloß.

Wild flatterte das lange, dunkelblonde Haar im Winde. Es schien, als ob er mit seinen Augen den Untenstehenden seine ganze Verachtung kundzugeben wünsche.

Es war ein jugendlicher Mann von etwa dreißig Jahren mit kräftigen, männlichen Zügen. Dem man ansah, daß er Kampf und Gefahren nicht fürchte, und in seinem Leben gewiß schon manche Probe unerschütterlichen Mutes und ruhiger Kaltblütigkeit abgelegt habe.

„Donner und Doria, das verstehe ein Anderer," rief der alte Wilkens wütend dazwischen.

„Das ist Waldern und kein Anderer. Und soll mich der Teufel holen, wenn er es nicht ist.

Aber wie — wie — wie —

Wie kommt das?

Das begreife ich nicht."

Mit großen Schritten ging er auf und ab.

„Das möge ein Anderer verstehen. Ich kann es mir nicht erklären," sagte er ärgerlich, wieder bei seinen Gefährten stehen bleibend.

„Waldern! Waldern! Oh, nun verstehe ich es sehr gut, weshalb die Indianer bei dessen Anblick davonstürmten. Haben sie doch schon eine heilige Scheu vor ihm und glauben, daß er mit Geistern im Bunde stehe, und wenn er ihnen urplötzlich so aufgetaucht ist, konnten sie schon reißaus nehmen. Hat ihnen doch sein Erscheinen bisher stets Unheil und Verderben gebracht, und nun! — Ja aber wie ist das zu erklären."

Plötzlich ertönte wieder ein scharfes, lautes Gewieher von dem Felsen herunter. Lustig sprengte der Reiter am Rande entlang, so dicht, daß ein einziges Schwanken ihn unbedingt in den Abgrund gestürzt hätte.

„Der Teufel, ich möchte nicht an des Reiters Stelle sitzen," rief Wight, ein Ansiedler, dem Reiter auf seinem gefährlichen Pfade nachsehend, der am tiefen Abgrund entlang

trabte, als ob es sich um eine Morgenpromenade handle. Noch einmal erscholl das lustige Gewieher wie ein schneidender, höhnender Spottruf an alle die Grübler, dann war der kopflose Reiter wie weggeblasen hinter einer Felswand verschwunden.

Zweites Kapitel.

Auf der Fährte.

Die Wapeipos befanden sich auf dem Kriegszuge nach dem Süden.

Der alte Trapper und Büffeljäger Wilkens befand sich mit einigen Freunden gerade in dieser Gegend. Diese Indianer kannten den Alten mit den weißen Haaren sehr wohl. Er war ihnen sogar ein Freund, und wenn das Kriegsbeil begraben und die Friedenspfeife wieder im Kreise die Runde gemacht hatte, verkehrte er sogar sehr häufig in dem Lager der Indianer.

Mit allen ihren Schlichen und Künsten war er mit den Jahren vertraut geworden.

Nur die Ungerechtigkeit konnte er nicht leiden und hieraus machte er absolut kein Hehl.

Schon manchesmal hatte er den Indianern die ungeschminkte Wahrheit gesagt, die vor dem Alten eine Art geheime Scheu hatten.

Aus dem heftigsten Kugelregen ging er unverletzt hervor. Die größten Gefahren überstand er, als ob er mit einem schützenden Geiste einen Packt geschlossen hätte.

Wilkens hatte die Indianer herannahen sehen.

Schnell hatte er die Ansiedler in der Nähe gewarnt. Die nördlich von den Felsen wohnten verbargen ihre Habe, so gut es ging, in den fast unzugänglichen Klüften.

Durch das enge Thal, wo der kleine Kampf stattfand, mußten die Indianer kommen.

Es war mehrere Tagemärsche weit der einzige, passierbare Weg durch das Gebirge.

Hierher waren die Ansiedler und Jäger geeilt, um den Indianern den Durchzug zu verwehren.

Gelang es ihnen, den Eingang gut zu verbarrikadieren, so waren sie vielleicht im stande, die Indianer so lange aufzuhalten, bis die benachrichtigten Truppen aus dem Fort Farbasson herbeikamen.

Wohl an dreißig kräftige Männer hatten sich hier eingefunden und sofort ans Werk gemacht, durch Baumstämme und Felsblöcke den Weg zu versperren.

Umsonst.

Es war zu spät.

Die Indianer hatten es von ihren vorausgesandten Kundschaftern erfahren und waren in Sturmeseile herangebraust.

Es blieb den Tapfern nichts anderes übrig als sich an das jenseitige Ufer zu retten, wo sie gut hinter Felsblöcken verborgen einen Angriff der Indianer immer mit Erfolg zurückschlagen konnten.

Boote waren nicht vorhanden. Die wenigen, welche in der Gegend waren hatten sie wohlweislich nach dem Rat des alten Trappers hier vereinigt und waren ihnen diese selbst in diesem Augenblick gut zu statten gekommen.

Sie waren sicher an dem schmalen Ufer geborgen.

Ein Ueberschreiten des Rio Grand del Norte zu Pferde war weniger zu fürchten. Der Fluß war hier sehr tief und in reißender Strömung schossen seine Gewässer dahin.

Jetzt war ihnen aber plötzlich eine so unerwartete noch viel seltsamere Hilfe geworden.

Ein Gespenst.

Ein Reiter, welcher seinen Kopf vor sich auf dem Sattel trug.

Und dieser Reiter war der Trapper Waldern.

Waldern, der weit und breit von allen Indianern, Prärieräubern, Pferdedieben und Schuften so sehr gefürchtete Deutsche. Er der den Ruf besaß, hieb- und kugelficher zu sein, der ein Bündnis mit dem Teufel gemacht haben müsse, wie die einen sagten, der ein Engel, ein Retter in der Not sei, wie wieder andere behaupteten. Und jetzt war er auch ihr Retter geworden.

Unerwartet.

Aber wie?

Ohne Kopf.

Wilkens und Waldern waren gute Freunde. Manchen Schurken hatten sie schon zusammen aufgespürt und ihm sein Handwerk gelegt. Schon manchen Kriegszug der Indianer hatten sie vereitelt, und wenn die Indianer sahen, daß sie beide, oder auch nur einer von ihnen sich bei ihren Gegnern befand, gaben sie in den meisten Fällen schon ihr Unternehmen auf, wenn sie selbst sich nicht in zu großer Stärke befanden.

Das waren Wilkens und sein Freund, der deutsche, unerschrockene Waldern.

Und nun mit einem Male sah Wilkens seinen Freund wieder, nachdem er schon seit einem halben Jahre nichts mehr von ihm gehört.

Wie war das möglich?

Wie kam Waldern in diese Lage.

Vergebens versuchte er sich Aufklärung zu geben. Er vermochte es nicht.

Verschiedene der Ansiedler hatten die Boote zur

Abfahrt bereit gemacht. Alle stiegen jetzt ein und langsam steuerten sie dem andern Ufer zu, wo noch mehrere Dutzend Wapeipos blutüberströmt am Boden lagen, die stummen, toten Zeugen des vergangenen Kampfes.

Von der starken Strömung des Flusses, wurden sie ziemlich weit stromabwärts getrieben. Endlich hatten sie das Ufer erreicht.

„Ich denke, wir spüren sofort den roten Hallunken nach und sehen, was aus ihnen geworden ist," sagte Wilkens zu seinen Gefährten gewendet.

„Ja, ich denke auch, das ist das Richtigste, damit wir wenigstens im Klaren sind, was sie eigentlich beginnen werden," antwortete Hawtkins.

Gesagt, gethan.

Bald saßen der alte Wilkens, Hawtkings und ein dritter Trapper zu Pferde und sprengten durch das Felsenthor hinaus.

Noch eine Viertelstunde zog sich der Weg zwischen den Bergen dahin. Der Gebirgszug hatte an dieser Stelle, wo er von dem Rio Grand del Norte durchbrochen wurde, die kleinste Breite, dann sahen sie die große, weite Ebene des nördlichen Texas vor ihren Augen liegen.

Gleich einem roten, feurigen Ball hing die Sonne am westlichen Horizont und überflutete die Gegend mit mit dem Purpurrot ihrer goldigen Strahlen.

Die hinterlassenen Spuren der Indianer führten nach Norden immer gerade aus. Es schien, als ob die Wapeipos gleich geraden Wegs, aus Angst vor dem Schreckgespenst, in ihre Wälder und Hütten zurückgekehrt wären.

Weit und breit war auch nicht das Geringste von ihnen zu erblicken.

Langsam senkte sich die Nacht hernieder und mild entfaltete der Sternenhimmel seine Pracht.

„Sollten wir nicht ihr Lagerfeuer erblicken können," meinte Wilkens, nachdem sie in der Dunkelheit wieder zwei Stunden vorwärts geeilt waren.

„Ich denke, wir steigen auf die Anhöhe, welche hier in der Nähe sein muß," entgegnete der andere Trapper.

„Ja, vielleicht können wir doch etwas entdecken," setzte Hawtkins hinzu.

Nach einer kleinen Viertelstunde bogen sie von dem Pfade ab, welchen die Indianer auf ihrer Flucht verfolgt hatten, und bald sahen sie die dunklen Umrisse eines Hügels vor sich auftauchen.

In kurzer Zeit hatten sie den Gipfel desselben erreicht und schauten eifrig umher.

Es war eine halbdunkle Nacht.

Leichte Wolkenzüge zogen über Mond und Sterne hin. Zuweilen zerriß der Nachtwind diesen leichten Wolkenflor und dann brachen sich glitzernd des Mondes Silberstrahlen ihren Weg, um die Erde mit ihrem sanften melancholischen Schein zu übergießen.

Aufmerksam versuchten die Reiter mit ihren Augen das Halbdunkel der Nacht zu durchdringen.

Plötzlich leuchtete ein leichter heller Schein am nördlichen Horizont empor.

„Dort sind sie," rief Wilkens, mit der Hand in jene Richtung weisend, von wo der Feuerschein herüberleuchtete.

Kaum hatte er ausgesprochen, als plötzlich ein helles, scharfes Wiehern durch die Lüfte hallte und die einsame Nachtstille unterbrach. Laut, scharf und schneidend klang es wie herausfordernd, dämonenhaft zu den Reitern hinüber, daß diese ängstlich einen Moment zusammenzuckten und erschreckt nach jener Richtung spähten, von wo dieses gespensterhafte Wiehern soeben ertönte.

Riesenhaft, gigantisch hoben sich in dem Halbdunkel die schleierhaften Umrisse jener seltsamen Gestalt ab.

Der Reiter ohne Kopf.

Wild flatterte der lange Mantel von dem Nachtwinde emporgehoben, dem sonderbaren Gaste um die Schultern und verlieh ihm in dem Halbdunkel etwas Uebernatürliches, oder vielmehr, vermehrten das Geister- und Gespensterhafte der Gestalt.

Die feurigen Augen des Rappen schienen durch die Nacht zu blitzen, als ob der Höllenhengst mit dem Fürsten der schwarzen Heerscharen es selbst sei, der hier sein Wesen trieb und den Menschen Angst und Schrecken einzujagen gedachte.

„Verdammt," brummte Wilkens in seinen Bart. „Möchte bald schwören, daß es der Satan selbst ist, welcher uns hier alle ein Wenig necken will."

„Nun, jedenfalls hat er uns trotz alledem ganz gut aus der Klemme geholfen," entgegnete Hawkings, „und ich denke, wenn er uns in solchen Augenblicken seine Aufwartung macht, soll er uns schon willkommen sein."

„Ganz recht," fuhr der alte Trapper fort. „Es wäre gar kein so übler Gedanke, jetzt den Kerl zu benutzen, die Indianer hier aus der Gegend zu vertreiben.

Vor Waldern haben sie von jeher einen heillosen Respekt gehabt. Sie glauben alle, daß er mit dem Teufel ein wahrhaftiges Bündnis geschlossen und es sogar mit seinem Blute unterschrieben habe.

Und daß der seltsame Gast Waldern ist, werden die Rothäute schon mit ihren Falkenaugen sofort erkannt haben, wenigstens sieht der Kerl auf seinem Teufelshengst dem Waldern ähnlich, wie ein Ei dem andern. Sogar die einfache und reiche Zäumung und die Steigbügel sind dieselben, die Waldern immer hat.

Wie die Sache zusammenhängt, ist mir unerklärlich. Jedenfalls wollen wir aus der Geschichte für uns Vorteil zu schlagen suchen.

Gehen wir und statten wir den Indianern einen Besuch ab, wollen sehen, was die Kerle sagen werden."

Er drückte seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte den Weg hinunter, auf den kleinen am nördlichen Horizont erleuchteten Punkt zu, wo allem Anscheine nach sich das Lager der Indianer befand, die endlich, nach der Flucht aus dem Bergkessel, hier Halt gemacht hatten. Wer sollte sich sonst in diese Gegend verirren. Daß es Ansiedler seien, war nicht zu denken, sämtliche Ansiedler von weit und breit befanden sich im Gebirge. Soldaten aus dem Fort, die ersehnte und herbeigeholte Hilfe konnten es ebensowenig sein, da das Fort mehr östlich lag und der Kommandant der Truppe gewiß nicht früher die Verfolgung der roten Schurken aufnehmen würde, ehe er nicht mit den Ansiedlern und Trappern Rücksprache genommen hatte. Die Soldaten waren ja gezwungen auf ihren Streifzügen stets die Hilfe der alten Pfadfinder und Trapper in Anspruch zu nehmen, nur diese, die jahraus, jahrein, mit der Büchse in der Hand die Gegend durchstreiften, kannten jeden Weg, jede Höhlung und Klüftung, die Vor- und Nachteile der Gegend zu einem Kampf mit den Rothäuten. Wilkens und Waldern waren in allen Forts weit und breit bekannte Persönlichkeiten, und auch gern gesehene und stets willkommen geheißene Gäste. Mehr wie einmal hatten sie die einzelnen Streifkolonnen der Soldaten vor einem sicheren Vernichtet werden gerettet. Mehr wie einen guten Rat hatten sie schon den Führern der Truppen und Abteilungen zu Teil werden lassen, den zu befolgen, diese noch nie bereut hatten.

Also, daß es die Soldaten waren, war ebenfalls ausgeschlossen. Die Trapper und Büffeljäger, welche diese Gegend durchquerten, kannte Wilkens sehr genau, bis auf Waldern waren alle bei dem Kampfe beteiligt gewesen.

Also blieb folglich nur die eine Möglichkeit, daß es die Wapeipos waren. Dies bewies auch der Feuerschein, der trotz seiner Nähe außerordentlich schwach war. Die Wilden verstehen es meisterlich, den Schein in der Dunkelheit zu dämpfen, Soldaten oder Ansiedler hätten ein wild gen Himmel auflohendes Feuer angezündet, welches sofort ihre Anwesenheit verraten hätte.

Also fort, zu den Wapeipos.

Die beiden Freunde folgten ihrem Führer und sprengten ihm nach den Berg hinunter.

Drittes Kapitel.

Bei den Rothäuten.

Bald sahen sie das Lager der Wapeipos vor sich. Um einige kleine Feuer lagerten mehrere Dutzend der Rothäute, während die andern am Boden aneinander lagen und schliefen. Zu jener Zeit war dieser Stamm einer der bedeutendsten und mächtigsten der Apachen.

Man hatte die Herannahenden gehört.

Schnell sprangen die Wapeipos zu den Waffen und eilten, einen Ueberfall fürchtend, den Herannahenden entgegen.

„Fürchten sich etwa die Wapeipos vor dem alten Weißbart, wenn er in friedlicher Absicht zu ihnen kommt," rief Wilkens mit weit hallender Stimme.

„Wenn der Weißbart in friedlicher Absicht kommt, wird er stets einen Platz in unserer Mitte finden," entgegnete Scharfblick, einer der Führer der Wapeipos.

Unmöglich.

Kein Lüftchen rührte sich.

Es schien, als ob die ganze Natur in banger Erwartung der kommenden Dinge harrte.

Eine beängstigende Stille.

Ein leichter Wolkenflor bedeckte den Himmel. Des Mondes Silberstrahlen und die glitzernden Sterne gaben, wenn ein leiser Windhauch zuweilen auf Augenblicke die leichten Wolkenmassen zerriß, nur ein mattes Licht.

Wohl eine Stunde mochte schon wieder in beklemmender Spannung verflossen sein.

Plötzlich zuckte Achmet empor.

Ein dunkler Schatten schien soeben gespensterhaft über die freie Ebene dahinzustreichen und das Lager in großem Bogen zu umkreisen.

Das war der Löwe.

„Nur gut, daß wir Windstille haben," flüsterte Achmet seinem Freunde zu.

„Ob wir ihn zum Schuß bekommen werden?"

„Wer weiß?"

Wieder verging eine halbe Stunde in atemloser Stille.

Nichts bewegte sich.

Zuweilen glaubten beide Jäger einen dunklen Körper zu sehen, der langsam über den Boden dahinstrich, sich ihnen auch zuweilen näherte.

Es war nichts.

Im nächsten Augenblicke war er wieder verschwunden.

Im Osten machte sich schon eine leichte Helle bemerkbar, das Anzeichen des nahenden Morgens.

Sie standen vergebens auf ihrem Posten.

Das schreckliche Raubtier schien sie gewittert zu haben, trotz des leichten Windes, welcher eigentlich sehr günstig stand und von der Wüste her wehte.

Da ertönte mit einem Male ganz unerwartet in

nächster Nähe ein lautes, furchtbares Gebrüll, daß Nordmann einen Augenblick erschreckt zusammenfuhr.

In solcher Nähe hatte er den König der Tiere noch nicht gehört.

Blitzschnell richtete sich Achmet empor, das Gewehr schußbereit zur Hand, den Oberkörper um etwas nach vorn gebeugt in einer lauschenden Stellung. Keine Faser zuckte am ganzen Körper. Wie bei einer Bildsäule aus Erz verriet keine Bewegung, daß Leben in dieser Gestalt war.

Nur das Auge blitzte funkelnd durch die Dunkelheit der Nacht, starr und fest auf den Punkt gerichtet, von wo das gewaltige Raubtier seine herausfordernde Stimme ertönen ließ.

Dort stand der Löwe.

Nein, es war eine Täuschung.

In der Finsternis war nichts zu erkennen.

Der Lieutenant, nur wenige Schritte von Achmet entfernt, war ebenfalls emporgeschnellt.

Sein Herz klopfte ihm hörbar.

Krampfhaft hatte er sein Gewehr umspannt und in fieberhafter Aufregung versuchten beide Jäger mit ihren Augen die Finsterniß zu durchdringen..

So verstrichen bange, aufregende fünf Minuten; fünf Minuten, die ihnen fünf Stunden deuchteten.

Nichts unterbricht diese fürchterliche Stille.

Jeden Augenblick kann ein Ereignis eintreten.

Jeder Augenblick kann eine schaurige, blutige Lösung, das Ende ihres Wartens sein.

Ihre Nerven und Muskeln sind bis auf's Aeußerste gespannt.

Einige lange, erwartungsvolle Minuten verschwanden langsam nach den andern, ohne daß etwas geschah.

Eine grausige Ruhe, gleich einem Pesthauche, der einem Würgeengel vorangeht, ehe er sein schauriges Werk vollführt.

Da —

Nein! Wieder nicht.

Er war wieder eine Täuschung.

Plötzlich erschütterte ein zweites Gebrüll, wie ein gewaltiger Donner, die Lüfte.

Niemand darf schlafen, wenn der König der Tiere wacht.

Vergebenes versuchten die Jäger bei dem leichten Schimmer des anbrechenden Morgens das fürchterliche Raubtier zu erblicken.

Es war ihnen nicht möglich.

Jetzt ließ sich ein Geräusch, ein Knacken in den Zweigen, vernehmen, als ob das Tier damit andeuten wolle, daß es da sei, es aber unter seiner Würde halte, sich den Jägern preiszugeben.

J, wo wird er denn.

Um sich schießen zu lassen sucht kein Löwe ein Araberdorf und die Schafhürden auf.

Mit der zunehmenden Helligkeit des hereinbrechenden Morgens zog sich der Löwe immer weiter zurück.

In regelmäßigen Zwischenräumen erschallte das laute Gebrüll seiner Stimme, das sich gleich einem rollenden Donner, über die Ebene wälzte, alles aus dem Schlaf rüttelnd.

Das ist der Löwe, der König der Wüste!

Immer schwächer wurden seine donnernden Weckrufe und der schlafenden Natur gespendete Morgengrüße. Aus einer weiten Ferne hallte seine Stimme herüber, bis es zuletzt mit den ersten Strahlen der Morgensonne, welche die ganze Gegend mit ihrem goldigen Rot überflutete und in einem Schimmer eines purpurnen Lichtes badete, für immer verstummte.

Viertes Kapitel.

Auf der Fährte des Löwen.

Was blieb den Jägern übrig?

Der Löwe hatte ihnen den Gefallen nicht gethan, sich ihren Blicken zu zeigen.

Wirklich eine Falschheit von dem Biest.

„Na wart' dir werden wir's schon zeigen!"

„Stärken wir uns erst," sagte Achmet, ehe wir uns auf seine Fährte machen. Einem hungrigen Magen ist schlecht predigen."

„Ja, ja, und dann frisch hinterher," erwiderte der Lieutenant mit Feuer. „Der Teufel soll dem Kerl bei lebendigem Leibe den Magen hinunter fahren, wenn wir ihn nicht erwischen."

„Nein, nein, nur sachte, mein Lieber. Es sind uns schon Andere, die wir sicherer in's Netz hatten entwischt."

„Nun, wir werden sehen."

Die Jäger nahmen einen stärkenden Imbiß; dann versahen sie sich mit allem Nötigen, selbst für den Fall einer Verwundung und stiegen dann zu Pferde, die schon gesattelt bereit standen.

Achmet, der Lieutenant und noch zwei alte Araber, auf deren Sicherheit und Kaltblütigkeit man sich verlassen konnte und die schon manche Probe ihres unerschrockenen Mutes im Laufe ihres Lebens in den verschiedensten Kämpfen und Gefahren abgelegt hatten, wollten die Verfolgung des Löwen aufnehmen.

Die Spuren des Tieres bewiesen zur Genüge, daß der Löwe das Lager mehrere Male umkreist hatte, aber trotz des schwachen Windhauches die Jäger auf ihren Anstand gewittert haben mußte.

Bald hatten sie die Fährte, die der Löwe auf seinem Rückweg eingeschlagen hatte, entdeckt.

Sie führte zuerst in den Wald hinein und dann wohl eine halbe Stunde in demselben hin.

Dann machte die Spur eine Biegung nach rechts und ging direkt in die Wüste hinein.

Hier ließen die Reiter ihren Pferden freien Lauf.

In gestrecktem Galopp zogen sie nebeneinander über die weite, sandige Ebene.

Auf, auf zum fröhlichen Jagen!

Ja, ja, wenn's zahme Hasen wären? Aber Löwen! Brr!

Ist wohl doch ein kleiner Unterschied?

Es war ein herrlicher Tag. Ein leichter erfrischender Morgenwind berührte Reiter und Tier gleich angenehm. In jenen Tropenländern ist ein kühler Windhauch stets ein willkommener Gast.

Die Sonne war erst vor einer halben Stunde über den Rand des Horizont's emporgestiegen und brannte noch nicht mit ihrer, Alles versengenden Glut.

Ein schöner, angenehmer Morgenwind,

Und das Ende.

Ja wer das gewußt hätte.

Wer konnte voraussehen und prophezeihen wie diese Morgenpromenade verlaufen würde.

Wer war hierzu im Stande?

Niemand.

Keiner von ihnen war ein Prophet!

Und eine Löwenjagd ist keine Haasenjagd!

Trotzdem waren die Jäger heiter und wohlgemut.

„Einen Tot kann ich nur sterben," meinte Nordmann einmal bei einer früheren Gelgenheit, „ob ich im Bette an der Schwindsucht sterbe, oder von einem Löwen zerfleischt werde.

Nun, wer weiß, vielleicht war dies heute der Fall?"

„Wenn der Löwe in der Wüste hinein ist, so werden wir ihn schwerlich ausfindig machen!" sagte einer der alten Araber, welcher diese Gegend genau kannte, „in diesem Falle hätte er auch einen zu großen Vorsprung. Ich glaube aber, daß er sich bei den Bergen Tesseloh. vielleicht in der Nähe des Baches versteckt hält."

„Das werden wir bald sehen," entgegnete Achmet.

Der Bach Achret macht an seinem nördlichsten Punkte eine Wendung von Nord-Ost nach Süd-Ost, worauf er sich durch eine Hügelkette zwängt. Diese Berge sind die Ausläufer eines langen Höhenzuges, bekannt unter dem Namen, die Berge von Tesseloh.

Ein dichter, fast undurchdringlicher Urwald mit thurmhohen, tausendjährigen Baumriesen befindet sich südlich vom Flusse, eine weite Strecke bedeckend und stößt hier bis an den Fluß.

Sowie der Araber gesagt hatte, was es auch der Fall.

Nachdem sie etwa eine halbe Stunde geritten, machte die Fährte des Löwen eine Schwenkung nach links. Es währte auch nicht lange, so konnten sie am fernen Horizont die dunklen Umrisse des Waldes erblicken.

Die Fährte ging bis dicht an den Fluß, der hier eine bedeutende Breite und Tiefe hatte und dann stromabwärts eine Strecke an demselben entlang.

Durch eine Fuhrt des Flusses führte sie nun an das jenseitige Ufer und dann gerade in den Wald hinein.

Die Jäger folgten ohne Zaudern.

Aber schon nach wenigen Schritten mußten sie Halt machen und absitzen.

Es war nicht möglich, mit den Pferden noch weiter vorzudringen. Baumzweige, dichtes Gestrüpp mit Schlingpflanzen zu einer undurchdringlichen Mauer verbunden, versperrte ihnen den Weg.

„Ich denke, wir haben ihn jetzt," meinte Achmet, als sie schnell von den Pferden sprangen.

Nach etwa fünfhundert Metern machte die Spur des Löwen eine leichte Schwenkung nach links.

Das Gewehr stets schußbereit zur Hand, drangen die Jäger aufmerksam mit ihren Blicken das Dickicht durchforschend vorwärts. Jedes Geräusch ward beachtet.

Nichts.

Plötzlich befanden sie sich vor einer großen freien Lichtung von ungefähr hundert Meter im Durchmesser. Und in derem Hintergrunde lag das gesuchte Wild, der Löwe, nachlässig auf dem Boden hingestreckt, wo er sich, den angenehmen Strahlen der Morgensonne ausgesetzt, einer recht behaglichen Ruhe hingab, die er sich nach dem vergeblichen Mühen der vergangenen Nacht wohl verdient zu haben glaubte.

Verschiedene seltene Moosarten, sonderbare Schlingpflanzen, Kräuter und Blumen, deren Blüten in der wunderbarsten Farbenpracht der Tropen prangten, entzückten mit einem herrlichen grünen Untergrunde, gleich einem seltenen, prachtvollen Teppiche in reizender Abwechslung das Auge.

Den Jägern gegenüber thürmten sich hohe Sandsteine und Kreidefelsen mit Spalten und Klüften in sonderbaren Gebildungen wild empor, stellenweise mit Schlingpflanzen oder einer eigenartigen Moosart bedeckt.

Andere Stellen waren wieder nackt und wild, und starrten in wildem, rohen Chaos in die Lüfte.

Es war ein zitoresker Hintergrund für dieses Stilleben.

Selbst die Sonne schien hier ihre sengende, verbrennende Gefährlichkeit verloren zu haben.

Glitzernd brachen sich ihre Strahlen an den weiß und grau schimmernden Felsblöcken, von welchen sie in eigenartigem, mattem Glanze zurückgeworfen wurden und die Gegend mit einem selten schönen Lichtschimmer überfluteten.

Durch die dichten Zweige, der alters grauen Baumriesen bahnten Sie sich ihren Weg und tanzten in allen Farben spielend über den buntschillernden, farbenprächtigen Boden der Lichtung, bis zu jener dunklen gähnenden Oeffnung im Hintergrunde, welche von gewaltigen Felsblöcken gebildet in ihrer nackten, toten Eintönigkeit um so effektvoller von der bunten farbenprächtigen Umgebung abstach und den Beschauern in eine eigentümliche Stimmung versetzte.

Es war wirklich ein schöner Anblick, von denen sie Alle einen Augenblick hingerissen wurden.

Und der Löwe? Gleich einem Cerberus seiner Macht und Würde voll bewußt lag er vor diesem dunklen Schlunde und bewachte den Eingang zu diesem noch unerforschten, wohl kaum je von Menschenfuß betretenen Höhlen der Berge Tesseloh, in deren Tiefen noch manche Geheimnisse und alter Araberſagen nach, sogar noch ungeheure Schätze schlummern sollen, wo sie der Auferstehung harren. Jener Stunde gewärtig, in welcher sie von irgend einem glücklichen Erdenkinde entdeckt, ihrer wahren Bestimmung zugeführt werden.

Mögen sie ruhig jenem Tag entgegenträumen, wir haben sie nicht gefunden, weil wir nicht nach gesucht haben!

War das nicht dumm?

Mag sein. Freut sich gewiß der glückliche Finder.

Der Löwe schien die Jäger gewittert zu haben.

Er stieß ein dumpfes Knurren hervor.

Zwei feurige Augen starrten nach der Gegend, wo sich die Jäger befanden,

Diese trennten sich. Achmet und der Lieutenant umschritten die Lichtung nach links, die beiden Araber nach rechts um so dem Löwen näher zu kommen.

Der Löwe liegt den Jägern gegenüber mehr zur linken Seite, so das Achmet und der Lieutenant ihn zuerst erreichen und auch am besten zu Schuß bekommen mußten.

Jetzt waren sie auf etwa zwanzig Meter herangekommen.

Sie haben den Löwen direkt vor sich und sind von dem Beute lustigem Tiere nur durch einige Bäume und dichte Sträucher getrennt. Also fast ohne jede Deckung und Schutz.

Es ist eine gefährliche Sache und ein gewagtes Unternehmen, denn der Löwe ist ein ebenbürtiger Gegner.

Er hatte sie gewahrt. Mit einem gewaltigen Ruck sprang er in die Höhe. Sein lautes, langgezogenes Gebrüll, welches vom Wald und Felsen mehreremals als schauerliches Echo wiederholt wurde, war das herausfordernde Zeichen, daß der König der Tiere, der Wüstenkönig den Kampf nicht fürchte und denselben aufzunehmen bereit sei.

Noch lange hallte das Echo nach, welches hier in diesen Felsenklüften und den dichten Waldesriesen eine großartige Wirkung hatte. Immer wieder zurückgeworfen und wiederhallend wurde es immer schwächer, bis es sich endlich wie zitternd und klagend in ein leeres Nichts auflöste.

Es war ein Echo, wie es der Lieutenant in seinem vielbewegten Leben nicht aufregender, schöner und eindrucksvoller gehört hatte.

Trotz der nahen, drohenden Gefahr konnte er nicht umhin, den Löwen einen Augenblick zu betrachten.

Die Erscheinung des Tieres, das ganze Bild war in diesem Augenblick wirklich ein fesselndes. Der Löwe war ein Männchen und vollständig ausgewachsen. Er gehörte wohl zu den größten und stärksten, welche Achmet je gesehen.

Seine muskulöse Gestalt ließ seine ganze Kraft und Gewalt deutlich erkennen. Der gewaltige Kopf mit den großen glühenden Augen, welchen Mut und Feuer entstrahlte, hoch erhoben stand das Tier da. Die lange Mähne zitterte bei jedem erneuten Gebrüll in wellenförmigen Bewegungen.

Der geschmeidige aber dennoch kräftig gebaute Hinterkörper, der lange Schwanz, mit dessen Quaste der Löwe wie rasend in höchster Wut den Boden peitsche, bewiesen, daß er ein nicht zu verachtender Gegner sei. Und wie er jetzt

dastand. Diese Stellung, die Vorderläufe straff gespannt, etwas nach vorn, die Hinterläufe gekrümmt, der ganze Körper etwas zurückgezogen und halb geduckt, den Rücken katzenähnlich gebogen, wie zum Sprunge bereit, die feurigen Augen starr, durchbohrend auf die Jäger gerichtet, daß ihnen das Blut fast in den Adern erstarrte, dies alles in dieser reizenden, in allen Farben prangenden Umgebung in dieser idyllischen Ruhe, mit dem gewaltigen Felsenhintergrunde, von den Sonnenstrahlen mit einem harmonischen Lichte übergossen, bot einen herrlichen, schaurig-schönen, wildromantischen Anblick dar, der einzig in seiner Wirkung, alle drohende Gefahr einen Augenblick vergessen lassen konnte.

Nordmann wähnte sich in einem Panorama Berlins zu befinden und vergaß, daß er hier in Wirklichkeit einem fürchterlichen Gegner zu einem blutigen Kampfe auf Leben und Tod gegenüberstand.

Er verstand es jetzt, warum einst ein Engländer auf seinen Reisen in Indien, von der Wirkung eines solchen Augenblicks hingerissen, den grausigen Kampf eines Tigers mit einer Schlange aus nächster Nähe photographirte. Hätte auch er jetzt einenen Apparat gehabt, er hätte gewiß dasselbe gethan, so gewaltig war die Scene welche sich hier seinen Augen darbot.

Fünftes Kapitel.

Der Kampf.

Es waren sonderbare Gedanken, die hier dem Lieutenant durch den Kopf schwirrten.

Alle seine Betrachtungen mochten kam eine Minute gedauert haben. Eine Minute, während welcher die Gegner ihre Kräfte mit feindseligen Blicken zu me[illegible] schienen.

Jede Bewegung der Jäger verfolgte der Löwe mit seinen Augen, die wild im Kopfe rollten.

Achmet erhob langsam sein Gewehr.

Der Löwe bemerkte es.

Er stieß ein kurzes, schneidendes Gebrüll hervor, duckte sich tiefer, alle Muskeln waren bis auf's Aeußerste gespannt.

Da — Achmet riß sein Gewehr an die Backe. Der Löwe sprang mit einem gewaltigen Satze empor. Der Schuß krachte von einem rollenden, von Wald und Felsen widerhallendem Echo begleitet und mit einem zweiten fürchterlichen Satze ist das mächtige Raubtier bei den Jägern, Bäume und Sträucher unter der Wucht seines Körpers zerschmetternd.

Mit seinen grauenhaften Tatzen zerknickte er starke Bäume wie Strohhalme.

Wie rasend peitschte er mit dem Schwanze in höchster Wut und Blutgier den Boden.

Und alle Zweige und Sträucher riß er zu Boden und bahnte sich eine freie Stelle, durch ein wildes Chaos gekennzeichnet.

Er schweißte stark aus einer Brustwunde.

Achmet's Kugel hatte ihn im Sprunge getroffen.

Durch den Anblick des Blutes wurde die Wut des Löwen auf's Aeußerste gestachelt.

Und Achmet? — Er war verschwunden.

Wo war er?

Nordmann vermochte ihn nicht zu entdecken.

War er vielleicht nur von den Bäumen und Sträuchern zu Boden gedrückt? Oder hatte ihn der Löwe unter der Last seines Körpers begraben und zermalmt?

Oder hatte er ihn vielleicht durch einen gewaltigen Tatzenhieb zerschmettert und zerfleischt?

Vielleicht war er nur verwundet, lag unter dem Chaos von Zweigen und Gesträuch und erwartete nun Errettung von seinem Freunde.

Lebte er? War er tot?

Nordmann wußte es nicht.

Er vermochte sich diese bangen Fragen, welche blitzschnell sein Hirn durchkreuzten, nicht zu beantworten.

Er stand nun direkt vor dem Löwen.

Kaum vier Schritte war er von ihm entfernt.

Nur ein dünner Baum war sein schwacher Schutz.

Ein Sprung des rasenden Tieres und er war verloren.

Es galt kein Zaudern! Jede Sekunde Verzögerung hätte hier seinen sicheren, unabwendbaren Tod bedeutet.

In unbeschreiblicher Wut waren die Augen des Löwen auf ihn gerichtet. Ein Blick, der jeden anderen in dieser Lage hätte erbeben lassen.

Aber der französische Lieutenant war ein Deutscher. Deutsches Blut floß in seinen Adern. Und ein Deutscher kennt keine Furcht, kennt kein Zaudern vor den Gefahren.

Er durfte hier seine Ruhe, seine Kaltblütigkeit nicht verlieren. Das leiseste Anzeichen von Aengstlichkeit, die geringste Spur von Furcht, ein Fehlblick seines Auges, ein Zittern seiner Hand und er hatte aufgehört zu sein. Nichts wäre dann im stande gewesen, ihn zu erretten.

Aus den gewaltigen, alles zerfleischenden Klauen des Löwen giebt es kein Entrinnen und Entkommen.

Wahnsinn!

Die Lage war eine fürchterliche.

Sollte er hier sterben? Sollte er hier seinen Untergang finden! Hier in der Wildnis. Fern von den Seinen. So jung, in der Blüte seiner Jahre.

Sollte er seine Lieben nie wiedersehen. Nie wieder seine liebe Heimat, sein geliebtes deutsches Vaterland begrüßen dürfen, den Ort, sein Heimatstädtchen, wo er unter schattigen Linden einst von Ruhm und Sieg geträumt, nie wiederfinden? Wo die Ideale seiner Jugendträume entstanden. Und was er sich in seinen Jugendphantasien

herbeigewünscht, wilde Kämpfe mit Löwen und Tigern, hier hatte er es ja. Hier stand ja der fürchterliche, gefährliche Gegner vor ihm, dicht vor ihm. Und er sollte hier eine willkommene Beute des schrecklichen Raubtieres werden. Sollte hier auf diese Weise vom Leben Abschied nehmen? Ein blutiges Mahl der fürchterlichen Katze. Ein Fraß des Wüstenkönigs! Zermalmt! Zerrissen! Zerfleischt! Nein! Es durfte nicht sein!

Wie oft hatte er sich nicht schon während seines vielbewegten, wechselvollen Lebens in Todesgefahr befunden und hatte ihr stets trotzig lächelnd die Stirn geboten.

Er hatte nicht gezittert als ihn in Schlachten pfeifende, zischende Geschosse umsausten, er hatte nicht gezittert als er in den Händen der feindlichen Araber einem sicheren Tode preisgegeben war, er hatte nicht gezittert als er im Harem allein einer heulenden Schaar wütender Eunuchen gegenüber stand und endlich nach einem schrecklichen Kampfe der Uebermacht erliegen mußte und hierauf gesäckt wurde, und so bewährte sich auch hier wieder seine Ruhe, seine Kaltblütigkeit. Es bemächtigte sich seiner die schon so oft in den größten Gefahren bewiesene Sicherheit.

Mit seiner ihm eigenen Schnelligkeit riß der Lieutenant das Gewehr empor. Die Mündung war kaum zwei Meter vom Kopf des Löwen entfernt. Er zielte einen Augenblick, fest den rollenden, wütenden Blick des Löwen ertragend. Dieser stieß ein ohrbetäubendes Gebrüll aus, daß die Erde erbebte, schnellte in die Höhe, ein Doppelschuß krachte, laut von Wald und Felsen widerhallend. Nordmann sprang mit der ihm eigenen Gewandtheit zur Seite, und als sich der Rauch verzogen hatte, lag das gewaltige Tier fast auf derselben Stelle, wo Nordmann gestanden, verendet am Boden.

Beide Kugeln waren in's linke Auge gedrungen und hatten den sofortigen Tod zur Folge gehabt.

Des Lieutenants erster Gedanke war Achmet, sein Freund und Gefährte.

Da war er.

Von Zweigen und Gestrüpp bedeckt lag er am Boden. Bei dem Sprunge des Löwen war er von der Wucht desselben, von den Zweigen eines umgebrochenen Baumes zu Boden gedrückt.

Der junge Araber kam mit einer leichten Quetschung am linken Bein davon.

Der ganze Vorgang hatte sich so schnell in wenigen Sekunden abgespielt, daß schon mehr wie zehn Minuten verflossen waren ehe die andern beiden Araber herbeigeeilt kamen.

Beide konnten sich nicht genug über den Meisterschuß des französischen Lieutenants wundern.

Es war auch ein deutscher Schuß.

Während der Lieutenant die verletzte Stelle seines Freundes verband, machten die beiden Araber sich daran, den Löwen kunstgerecht abzuledern.

Nach einer kurzen Ruhe kehrten die Jäger zu den Pferden zurück, die sie noch ruhig am Platze grasend fanden. Araberpferde können freigelassen werden, sie bleiben ruhig und erwarten ihren Herrn.

Nach zwei Stunden erreichten sie das Lager, wo sie mit Hurrah empfangen wurden.

Nordmann, der französische Lieutenant, der stolz darauf war, daß deutsches Blut in seinen Adern rollte und dessen Kaltblütigkeit die übrigen Jäger nicht genug rühmen konnten, mußte mit dem jungen Araberfürsten Brüderschaft trinken.

In der Achtung der übrigen Araber war er nicht wenig gestiegen, so daß diese nur noch mit geheimer Scheu von der eisigen Ruhe und Sicherheit des jungen Blanko, wie sie ihn nannten, sprachen.

Die Löwenhaut wollte Achmet dem Lieutenant überlassen. Dieser aber verweigerte entschieden die Annahme und so ist sie noch heute ein Prachtstück in dem Zelte des jungen Scheiks.

Wenige Wochen darauf hatte nämlich der Lieutenant Gelegenheit eine junge Favoritin des alten Scheiks kennen zu lernen. Er entbrannte in heftiger Leidenschaft für sie und entführte sie aus dessen Lager.

Eine dreitägige, aufregende Verfolgung begann.

Es kam zu einem blutigen Handgemenge, wobei der Lieutenant den alten Scheik vom Pferde schoß.

Das Mädchen, welches den alten von ganzer Seele haßte, wurde von diesem tötlich verwundet und starb schon am folgenden Tage in seinen Armen.

So übernahm Achmet, sein Freund und Blutsbruder die Führerschaft des Stammes.

Und noch heute spricht man von dem jungen Deutschen, welcher so groß an Geist und Gemüt, unerschrocken in Gefahren und todesmutig im Kampf war und ist. Er hat bei ihnen ein bleibendes Andenken hinterlassen.

„Das war ein Deutscher!“